

WINFRIED HELD, *Das Heiligtum der Athena in Milet*. Milesische Forschungen, Band 2, hrsg. von Volkmar von Graeve im Auftrag des Deutschen Archäologischen Institutes. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2000. X, 194 Seiten, 81 Abbildungen, 40 Tafeln.

Das Werk behandelt mit dem Athenaheiligtum von Milet eines der wenigen bekannten innerstädtischen Heiligtümer Ioniens archaischer Zeit. Nach Vorlage der Arbeit 1994 als Dissertation an der FU Berlin konnten zahlreiche Metallfunde aus dem Heiligtum vorbildlich restauriert und in den Fundkatalog aufgenommen werden. Ein Restaurierungsbericht von Frau Ayşe Ç. Gültekin bildet den Abschluss des Buches.

Zu Beginn fasst der Verfasser die Forschungsgeschichte des Athenaheiligtums (S. 3f.) zusammen, wobei er sich auf einen kurzen Abriss der verschiedenen Projekte und Grabungsbereiche beschränkt; die Ergebnisse der früheren Forschungen werden dann im Zusammenhang der jeweiligen Kapitel ausführlich dargelegt. Schon allein die lange zeitliche Distanz, die zwischen den einzelnen Untersuchungen seit dem Beginn der Grabungen 1899 lag, bedingte sehr unterschiedliche Fragestellungen und Methoden. Verschiedene Aufnahmen unterschiedlicher Qualität waren die Folge, hinzu kommen mangelnde stratigraphische Untersuchungen bei den ersten Grabungen, zerstörte Kontexte und in Kriegen vernichtetes Material, Faktoren, welche die Rekonstruktion eines Befunds zur Sisypusarbeit machen. Symptomatisch für diese schwierige Dokumentationslage ist die Tatsache, dass die zwei großen bisherigen Dokumentationen (A. VON GERKAN, Kalabaktepe, Athenatempel und Umgebung, Milet I 8 [Berlin 1925] und A. MALLWITZ mit W. SCHIERING, *Istanbuler Mitt.* 18, 1968, 87 ff.) verschiedene Bereiche des Objekts vorlegten. Eine Revision und Synthese der bisherigen Forschungen war schon allein aus diesem Grund ein dringendes Desiderat.

Je komplexer die Dokumentationslage ist, desto klarer sollten nun allerdings die methodischen Prämissen sein. Eine ausführliche Erörterung der wissenschaftlichen Vorgehensweise wäre gerade im vorliegenden Falle wünschenswert gewesen. Nur durch eine solche methodische Auseinandersetzung hätte der Leser die Gewissheit erhalten, dass Fundumstände und Materialkontexte tatsächlich ausreichend gesichert sind, um die weitreichenden Folgerungen des Verfassers hinreichend zu stützen. Eine kurze Quellenkritik etwa hätte die Beurteilung zahlreicher Informationen wesentlich erleichtert. Wenn man beispielsweise erfährt, dass von Gerkan, der die grundlegende Bauaufnahme anfertigte, an den Grabungen selbst nicht teilgenommen hat (S. 3), dann sollten Umfang, Anzahl und Genauigkeit der vom Verfasser minutiös ausgewerteten Grabungstagebücher nicht im Ungewissen bleiben.

Die klare und umfassende Vorstellung der Befunde (S. 5–33), bei welcher der Verfasser im Wesentlichen den älteren Publikationen folgt, vermittelt dem Leser ein umfassendes Bild von den erhaltenen baulichen Resten. Wie seit langem in der deutschsprachigen Bauforschung bewährt, ist der Befund – von Rekonstruktion und Deutung (S. 35–94) klar getrennt – in einem eigenen Kapitel vorgelegt. Dabei kann freilich die Trennung nicht immer scharf eingehalten werden (z. B. rekonstruiert der Ver-

fasser die Lage des Altars bereits während der Befundvorstellung S. 26 f.). Im Folgenden werden die beiden Kapitel im Zusammenhang betrachtet.

Die baulichen Befunde werden schon seit längerem vier Phasen mykenischer, geometrischer, archaischer und klassischer Zeit zugewiesen. Die spätere Nutzung der Bereiche, vor allem die Inbesitznahme durch Nachbarbebauung, steht nicht im Mittelpunkt der Betrachtungen und wird nur kurz angerissen (S. 91 ff.).

Der Verfasser hat sich der verdienstvollen Arbeit unterzogen, aus mehreren unabhängig publizierten Teilplänen und Photos Gesamtpläne anzufertigen (Steinpläne des Heiligtums in geometrischer und archaischer Zeit Abb. 1 und 5). Hier würde man sich allerdings Quellenhinweise in den Abbildungslegenden (nicht nur in Fußnoten des Textes und dem Abbildungsverzeichnis) wünschen, zumal einige Befunde nicht zwingend einer Phase zugewiesen werden können. So zum Beispiel bei Abb. 1 die aufgrund eines Erdbefundes vermutete Gneisstele, ferner die Steinsetzungen h und k, sowie eine nicht weiter bezeichnete Steinsetzung mit der Niveauberkante von 1,23 m. Zudem widersprechen sich die früheren Pläne anscheinend in einzelnen Details. So verläuft die Nordmauer des ›Megarons‹ auf dem Aufnahmeplan von Gerkans (Abb. 17) in Verlängerung der Nordwand des Älteren Athenatempels, während sie auf dem 1957, nach Entfernen der südwestlichen Fundamentecke des Jüngeren Athenatempels angefertigten Steinplan der mykenischen Reste von Mallwitz (In: C. WEICKERT u. a., *Istanbuler Mitt.* 9/10, 1959/60, 1 ff. Beilage 2) fast einen Meter weiter südlich liegt und um etwa vier Grad im Uhrzeigersinn verdreht ist.

Auf die erste mykenische Phase (S. 5 f.) geht der Verfasser nicht näher ein, da sie aus der Zeit vor der Nutzung als Heiligtum stammt. Dennoch erfähre man gerne mehr über die Baureste dieser Zeit, auch wenn die Funde und Befunde »zur Identifizierung des ›Megarons‹ als Heiligtum nicht« ausreichen »und vielmehr alles für eine Deutung als ein wohlhabendes Wohnhaus spricht.« (S. 5). Denn gerade im Hinblick auf den Wandel von der mykenischen zur geometrischen Epoche gibt es interessante Befunde: So scheint abgesehen davon, dass das ›Kultmal‹ in geometrischer Zeit »wohl nicht zufällig auf einer Bastion der mykenischen Burgmauer« errichtet wurde (S. 6), der ältere, archaische Tempel in seiner Lage und Ausrichtung die Reste des ›Megarons‹ aufzugreifen, wie der Plan von Mallwitz zeigt.

Das ›Kultmal‹, der älteste nachgewiesene Bau des Heiligtums, bestand in seiner ersten, geometrischen Phase aus einer ovalen Steinsetzung und einer gerundeten Mauer mit Zugangsöffnung. Mit Hinblick auf die zweite Bauphase rekonstruiert der Verfasser einen geschlossenen Bau, der vielleicht von einem Flachdach gedeckt wurde (S. 43). In archaischer Zeit ersetzte man unter Weiterverwendung der alten Fundamente die ovale Umfassungsmauer durch einen quadratischen Schrein und änderte die Orientierung. Da keine identischen Vergleichsbauten existieren, wurde der Bau geschickt auf »Kriterien zu einer funktionalen Vergleichbarkeit« (S. 38) hin untersucht und mit anderen Bauten verglichen. Aufgrund dieser Beobachtungen kommt der Verfasser zur überzeugenden Hypothese, dass der Bau als Schrein zur Aufnahme des Kultbildes diente (S. 42 f.); er

vermutet, dass dieses bis zur Zerstörung im Persersturm dort verblieb.

Mallwitz nahm an, dass die zweite Phase des ›Kultmals‹ erst 20 bis 90 Jahre nach Errichtung des südlich daneben gelegenen Tempels anzusetzen sei (MALLWITZ / SCHIERING a. a. O. 123 f.). Ob die gleiche Ausrichtung der beiden Bauten auf einen einheitlichen Plan hinweist, wie der Verfasser vermutet, mag man bezweifeln. Doch ist in der Tat zu beachten, dass der archaische Umbau des ›Kultmals‹ nicht lange nach dem Bau des Tempels erfolgt sein kann, da der neue Tempel den ursprünglichen Zugang zum ›Kultmal‹ versperrt hätte (S. 29). Der Umdatierung der jüngsten Scherbe (S. 98, Kat. K 8) »in der oberen Lage der geometrischen Schicht 4« (S. 27) gemäß rückt der Verfasser die Errichtung des älteren Tempels von Mallwitz' Ansatz »um 620 v. Chr.« ins erste Viertel des 6. Jhs. (B. F. WEBER, Arch. Anz. 1999, 417 mit Anm. 24 schließt sich dem nicht an, da er eine einzelne Scherbe als Grundlage nicht für beweiskräftig erachtet).

Die vom Verfasser vorgeschlagene Rekonstruktion des archaischen Tempels, von dem bei der Ausgrabung nur die Fundamente und unteren Partien der Pronaoswände und ein kleiner Bereich der nördlichen Cella wand erhalten waren, folgt weitgehend der Rekonstruktion von Mallwitz – mit einem wichtigen Unterschied: Mallwitz und Schiering vermuteten aufgrund der Verwendung unterschiedlicher Materialien für die Außen- und Innenseite der Pronaoswände (außen Kalktuff, innen Marmor) zwei Bauphasen (S. 20). Der Verfasser weist dagegen die innere Schale aus Marmor überzeugend dem ursprünglichen Bau zu. Auf den Außenseiten seien vermutlich durchbindende Marmorlagen als weiße Streifen in Erscheinung getreten, was ohne Parallele in der archaischen Architektur wäre (S. 65). Schon aus diesem Grund und angesichts verspringender Lagerfugen der Innenschale (Abb. 9) dürften daher nur einzelne Marmorquader durchgebunden haben. Um die Länge des Baus zu rekonstruieren, nimmt der Verfasser analog zum Naxier-Oikos auf Delos acht Innensäulen an: Dort stehen die Stützen im Verhältnis zur Raumbreite freilich deutlich näher beisammen. Zur vorgeschlagenen Rekonstruktion des Naxier-Oikos (Abb. 29) sei am Rande bemerkt, dass eine einsäulige Front wohl ausgeschlossen werden kann (zur Rekonstruktion mit zwei bzw. drei Säulen vgl. P. COURBIN, L'oikos de Naxiens. Délos 33 (Paris 1980) 73 Anm. 2. – G. GRUBEN, Jahrb. DAI 112, 1997, 342 Anm. 213 mit Abb. 22; 40; 54).

Das Verhältnis von Raumbreite zu -tiefe beträgt beim Naxier-Oikos  $1/2,16$ , bei der vorgeschlagenen Rekonstruktion des Athentempels hingegen  $1/3,21$  – der Raum wäre also fast um die Hälfte gestreckter proportioniert. Im Übrigen zeigt gerade das Beispiel des Naxier-Oikos, dass die Achsweite im Pronaos mit der des Innenraums keineswegs übereinstimmen muss, wie auch der Verfasser einräumt (S. 51 Anm. 210). Angesichts der völligen Ungewissheit in diesem Punkt hätte auf eine Darstellung des hinteren Bereichs des Tempels verzichtet werden können (S. 51 Abb. 32) – MALLWITZ / SCHIERING a. a. O. 127 Abb. 12 stellten wohlweislich nur den Pronaos und die erste Achse der Cella dar. Zumindest sollten, wie eingangs erwähnt, solche spekulativ ergänzten Bereiche durch Strich- oder Punktklinien wie-

dergegeben werden, um dem Eindruck einer scheinbar gesicherten Rekonstruktion vorzubeugen.

Am Aufriss (Abb. 34) wurden neben der Darstellung der an den Antenstirnen zusammenstoßenden beiden Steinsorten einige weitere kleinere Änderungen vorgenommen. Diese sind allerdings zum Teil nicht beweisbar – so wurde in Analogie zum Naxier-Oikos und zu dorischen Tempeln des griechischen Festlandes eine um 90 cm niedrigere Höhe vermutet (S. 56 f.). Noch plausibler wäre die Heranziehung der näher gelegenen Tempel von Iria und Sangri auf Naxos. Die Front der Antenkapitelle zieht der Verfasser bis zur Oberkante der als ›Ur-Zahnschnitt‹ bezeichneten sekundären Balkenlage hoch. Das ist immerhin vorstellbar, wie unterschiedliche Dachränder an Hausmodellen aus der ersten Hälfte des 6. Jhs. zeigen (T. SCHATTFNER, Griechische Hausmodelle (Berlin 1990) 50 Kat. 19; 61 f. Kat. 25). Dass diese sekundäre Balkenlage aber in den als Architrav dienenden Hauptbalken eingelassen war, muss angesichts der zu vermeidenden Schwächung des Querschnittes ausgeschlossen werden.

Nach einem Exkurs durch die ionische Sakralarchitektur des frühen 6. Jhs. (S. 57–63) kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass »der archaische Athenatempel... in seinen Grundformen noch ganz in der Tradition des 7. Jahrhunderts« (S. 65) stehe, in der Bautechnik aber durch die Verwendung von Marmor eine Vorreiterrolle eingenommen habe.

Statt der in der Literatur üblichen, neutralen Bezeichnungen der beiden Tempel als ›Älterer‹ und ›Jüngerer‹ Athenatempel führt der Verfasser ›Archaischer‹ und ›Klassischer‹ Tempel ein. In der Datierung des »klassischen Tempels« folgt der Verfasser wiederum Mallwitz, der den Tempel als Wiederaufbau nach der Schlacht an der Mykale 479 v. Chr. deutet (S. 31). Dabei wird die datierende Keramik aus der Sandschicht unter den Fundamenten (Schicht 2) zwar erwähnt, ist aber nicht in den Fundkatalog aufgenommen (vgl. MALLWITZ / SCHIERING a. a. O. 159 und Taf. 39,2).

Nun ist die Datierung des ›klassischen‹ Tempels aber keineswegs unumstritten. W.-D. NIEMEIER (Arch. Anz. 1999, 373–413) und B. F. WEBER (ebd. 415–438) setzen den jüngeren Tempel jetzt überzeugend ins späte 6. Jh., nachdem ein weiteres Fragment des ionischen Kymas, das – bislang hypothetisch – dem Tempel zugewiesen wurde, in einer Brunnenfüllung mit einheitlich datierter Keramik dieser Zeit gefunden wurde. Bedauerlicherweise fand dieser Befund in der Monographie des Athenaheiligtums keine Berücksichtigung mehr. Eine Datierung in die wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit vor den Perserkriegen erscheint in der Tat plausibler als eine Errichtung in der Zeit des Wiederaufbaus, handelt es sich bei dem milesischen Athenatempel doch durchaus um ein Bauvorhaben von beachtlichen Ausmaßen: Der Tempel in Milet ist lediglich ein knappes Drittel kürzer und um nur ca. zehn Prozent schmaler als der Athenatempel von Priene.

Der Tempel wurde gegenüber seinem Vorgänger um 90° gedreht und nach Nordosten verschoben. Bemerkenswert sind die Bezüge zur älteren Bebauung (S. 67 f.): Die Mittelachse des Tempels tangiert die Antenstirnen des Vorgängers; der ›Kultbau‹ lag sorgfältig überbaut unter dem westlichsten Joch der inneren

Prostase, wo der Platz vielleicht besonders gekennzeichnet war. Die Lage des Altars darf auf der Achse des Tempels angenommen werden – wie bereits A. VON GERKAN (a. a. O. 57) vermutete –, wo er sich vermutlich von alters her befand. Das, so der Verfasser, könnte den Ausschlag für die Änderung der Orientierung gegeben haben. Zu bedenken wäre hier vielleicht auch, ob diese Bezüge tatsächlich nach einer Zerstörung und teilweisen Verschüttung mit Sanddünen mindestens 15 Jahre später hergestellt wurden oder ob nicht eher gerade sie für einen zwar radikalen, doch während seines Betriebs geplanten Umbau des Heiligtums sprechen.

Die Architekturfragmente, die der Verfasser (S. 69 ff.) vorstellt, wurden inzwischen im Zuge der Untersuchung des neugefundenen Kymafragments von B. F. Weber mit katoptischen Aufnahmen erneut vermessen, rekonstruiert und aufgrund ihrer Ornamentik und technischen Bearbeitung spätarchaisch datiert (WEBER a. a. O. 437 f.).

Der Verfasser lehnt die früheren Rekonstruktionsversuche (von Gerkan: Podientempel; Mallwitz: Pseudodipteros) mit guten Gründen entschieden ab (S. 75–79). Neben den von ihm vorweg genannten Prämissen, dass zum einen alle Rekonstruktionsüberlegungen von den Befunden in von Gerkans Aufnahmeplan auszugehen haben, zum anderen die Fundamente mittig auszunutzen sind (S. 80), dienten architekturgeschichtliche Überlegungen als Grundlage für die Rekonstruktion. So schließt er Pseudodipteros und Podientempel deswegen aus, weil es für diese Formen zu dieser Zeit keine Vergleichsbeispiele gibt. Daneben nimmt er jeweils einheitliche Front- und Flankenjoche an (S. 89). Schließlich hält er im Falle des milesischen Athenatempels bestimmte Charakteristika ionischer Architektur für nicht bindend; Abweichungen lassen sich, so der Verfasser, »als Übernahme einer dorischen Form in die ionische Architektur« (S. 80) begründen (auch S. 89 f.). Der vorgelegte neue Rekonstruktionsversuch (S. 81 Abb. 49) mit einer Peristasis von sechs auf neun Säulen und zwei Säulenreihen auf der Frontseite führt einzelne Aspekte der beiden bisherigen Rekonstruktionsvorschläge, die sich als wahrscheinlich zutreffend erwiesen haben, zusammen. Trotz kleinerer Unstimmigkeiten im Detail ist er als deutlicher Fortschritt zu werten. Auch lässt sich – im Gegensatz zu Mallwitz' Rekonstruktion – das in unmittelbarer Nähe gefundene Fragment eines ionischen Kapitells am Bau unterbringen. Allerdings wurden Rückwand, Türwand und die vorderen Antenenden des Naos zugunsten einer axial-tangentialen Einbindung nicht mittig auf den Fundamenten angeordnet – sie reichen sogar noch über die Kanten der oberen Fundamentlagen hinaus. Ähnliches gilt für die innere Frontsäulenreihe – offenbar mit dem Ziel, auch für die beiden vordersten Joche der Langseiten Einheitsjoche zu erhalten.

Der Tempel ist von einem Fundamentrost umgeben, dessen »Zungenmauern« auf den Tempel zuführen. Dieser Rost ist als Unterbau der großen Heiligtumsterrasse zu verstehen (S. 82–85). Statt einer »geknickten Treppenföhrung« auf der Vorderseite und den Langseiten gemeint sind offensichtlich die seitlich in die Terrasse eingeschnittenen, quer verlaufenden Treppen (vgl. Abb. 46) – wird die Unterbrechung in der Mitte der östlichen

Terrassenmauer als gerader Treppenaufgang gedeutet. Dies scheint durchaus plausibel, schließt aber weitere Treppen auf der Vorderseite nicht aus.

Die präzise und umfassende Vorstellung der Befunde regt den Leser zu weiter gehenden Rekonstruktionsüberlegungen an und kann als solide Grundlage für solche dienen. Im Folgenden sollen einige kleinere Korrekturen vorschlagen werden, welche die erwähnten Widersprüche zwischen Rekonstruktion und Befund auflösen könnten. Auf der Nordseite und dem nördlichen Bereich der Westseite – auch die Außenkante zweier Gewölbekammern auf der Ostseite liegt entsprechend – läuft im Abstand von etwa 1,00 bis 1,40 m vor dem Streifenfundament der Peristasis eine weitere äußere Fundamentschale mit Hinterfüllung um. Vielleicht handelt es sich dabei um die Fundamentierung eines vorgelegten Stufenbaus mit einem breiteren Umgang vor der Peristasis. Einen solchen breiteren Umgang weisen die älteren Dipteroi von Samos und Ephesos, aber auch noch der hellenistische Artemistempel von Magnesia auf. Diese Lösung hätte auch den Vorteil, dass sich die rekonstruierten Höhenniveaus der Terrasse (von +4,25 m [S. 85] auf eine Mindesthöhe von +2,85 m) und des Tempels (von etwa +5 m auf mindestens +4 m, somit etwa 2,50 m über dem Boden des Älteren Tempels) deutlich reduzieren ließen. VON GERKAN (a. a. O. Taf. 8) hatte sogar noch Höhen von +5,70 m bzw. +9,30 m vorgeschlagen. Bei einer genaueren Betrachtung dieser Fundamentkanten sowie des Fundamentrosts der Terrasse erkennt man, dass der rekonstruierte Grundriss (Abb. 49) um etwa 1° gegenüber dem Fundament verdreht ist. Über die gesamte Fundamentlänge entspricht dies einer Abweichung von immerhin über 50 cm. Aufgrund dieser Abweichung war es dem Verfasser auch nicht möglich, die aufgehende Architektur stets mittig auf den Fundamenten anzuordnen. Das Fundament der westlichen Säulenhalle ist nur im Nordbereich in voller Breite erhalten. Auf dem Plan beträgt dort der Abstand zwischen den Mittelachsen der Langseitenfundamente eher ca. 16,10 m als ca. 15,80 m (S. 80). Zudem sollten auch die inneren Frontsäulen ihr Fundament mittig ausnutzen. Sie wären daher um etwa 70 cm nach Norden zu verschieben. Die Antenfront müsste um etwa 50 cm, Türwand und Rückwand der Cella um 30 bzw. 20 cm nach Norden gerückt werden. Dadurch ergäbe sich für die Peristasis rechnerisch ein Einheitsjoch von 3,22 m, mit Ausnahme der äußeren Fronthalle, die bei dieser Lösung auf etwa 4,30 m erweitert wäre (statt einem Frontsäulenjoch von ca. 3,15 m und einem Langseitenjoch von ca. 3,28 m beim hier besprochenen Band [S. 80]). Die Außenkanten der Cellarückwand und der Antenfront kommen weiterhin auf den entsprechenden Säulenachsen zu liegen. Die Cellabreite wäre mit 9,20 m etwas geringer als drei Säulenjoche mit 9,60 m. Die Türwand läge auf der Achse der entsprechenden Peristasis-säulen. »Die ›dorische‹ Beziehung von Ringhalle und Cella« (S. 81), die übrigens auch bei dorischen Tempeln selten ohne Abweichung zu finden ist, bliebe indes – wenn auch leicht eingeschränkt – bestehen.

Eine ›ionische‹, also axiale Einbindung der Cellawände in die Peristasis ließe sich – unter der Bedingung, dass das Kapitellfragment am Bau unterzubringen ist – im Übrigen nur bei einer noch weiteren Reduzierung

der rekonstruierten Säulenzahl auf nur fünf zu acht Säulen erreichen. Die ersten beiden Joche auf den Langseiten und das hintere Eckjoch wären dabei auf über 4 m erweitert. Gegen eine solche Lösung sprächen erstens die im Verhältnis zum rekonstruierten Säulendurchmesser (vgl. WEBER a. a. O. 437 Abb. 22) relativ großen Jochweiten von etwa 3,80 m. Zweitens gäbe es bei der Wiederherstellung der vorderen Front Probleme: Fünf Säulen wären bei einer Datierung zwischen dem letzten Viertel des 6. und dem Anfang des 5. Jhs. doch sehr alttümlich, sechs Säulen würden andererseits eine sehr unübliche Jochverengung der Frontjoche bedingen (vgl. z. B. G. GRUBEN, Arch. Anz. 1972, 319 ff. Abb. 12). Da sich aber bei einer solchen Rekonstruktion eine direkte Übereinstimmung zwischen den Säulennachsen und dem Fundamentrost der Terrasse ergeben würde, sollte diese Möglichkeit einer Wiederherstellung vielleicht dennoch nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Bei genauerer Betrachtung des Planes stellt man nämlich fest, dass die Rhythmisierung im Fundamentrost von den Streifenfundamenten des Tempels bestimmt wird. Das hellenistische Artemision in Ephesos ist beispielsweise von einem ähnlichen Rost umgeben, um den vorgelegten Stufenbau zu fundamentieren (es wäre zu überlegen, ob diese Maßnahmen dem Tempelfundament zusätzliche statische Sicherung geben sollten).

Anschließend wird die »Stellung des klassischen Tempels in der Baugeschichte seiner Zeit« untersucht. Dabei geht es um die Frage nach der möglichen Herkunft der Idee, Tempel und Heiligtum auf einer Terrasse zu erhöhen und zusammenzufassen (S. 85–88). Der Verfasser erwägt orientalischen Einfluss, hält diesen aber angesichts funktional vergleichbarer Beispiele aus dem griechischen Raum für nicht zwingend. Ferner versucht der Verfasser, seine Grundrissrekonstruktion mit ihren Dorizismen einzuordnen (S. 88–90). Für die verdoppelte Prosthäde und die Erweiterung der Langseitenjoche gegenüber denen der Fronten wird plausibel der Apollontempel auf Naxos vom Ende des 6. Jhs. v. Chr. herangezogen. Um die dorische Beziehung der Außenkanten der Cella-Außenwände auf die Achsen der zweiten und fünften Frontsäulen zu rechtfertigen, vergleicht der Verfasser den Athenatempel mit dem hellenistischen Tempel der Hemithea von Kastabos.

Doch kann dieser Bau, der wohl erst vom Anfang des 3. Jhs. stammt (F. RUMSCHEID, Untersuchungen zur kleinasiatischen Bauornamentik des Hellenismus [Mainz 1994] 18; J. M. COOK / W. H. PLOMMER, The Sanctuary of Hemithea at Kastabos [Cambridge 1966] 169 f.) – aus einer Zeit also, in der die dorische Ordnung in Ionien breite Anwendung fand – nur sehr eingeschränkt als Zeuge für die Übernahme dorischer Elemente in spätarchaischer Zeit oder der frühesten Klassik dienen. Zudem ist Kastabos in der dorisch geprägten rhodischen Peraia gelegen. Die Übernahme dorischer Elemente wie »Opisthodom, Kurvatur und dreistufiger Krepis« (S. 89) an den spätclassischen Tempeln von Priene und Labraunda wiederum dürfte eher dem Bestreben entstammen, den Tempel zu neuer Einheit zu führen (vgl. G. GRUBEN, Griechische Tempel und Heiligtümer<sup>5</sup> [München 2001] 418 f.). Vielleicht wurden dabei diese Elemente nach möglicherweise längerer Unterbrechung der Tradition des Tempelbaus in Ionien gar

nicht mehr als spezifisch »dorisch« begriffen, sondern als Merkmale eines Tempels schlechthin aufgefasst. Laut VITRUV (4,3,1) lehnte Pytheos die dorische Ordnung ja überhaupt ab. Daneben wird das generelle Thema der Übernahme dorischer Elemente in ionische Architektur und umgekehrt ionischer Elemente in dorische und attische Architektur angerissen.

Im Folgenden versucht der Verfasser, die spätere Geschichte des Heiligtums (S. 91–94) anhand der sukzessiven Verkleinerung der Terrasse zugunsten der umliegenden Bebauung zu verfolgen, wobei er auch die spät-hellenistischen bis spätantiken epigraphischen Zeugnisse heranzieht. Dass der Kult der Athena inschriftlich noch zu einer Zeit belegt ist, als der Platz des Altars vermutlich bereits von Läden überbaut war, könne laut Verfasser auf eine Verlegung des Heiligtums hinweisen.

Um die aus dem Athenaheiligtum bekannten Funde (S. 95–177) zusammenzustellen, musste der Verfasser aufgrund der eingangs geschilderten Dokumentationslage große Schwierigkeiten bewältigen. Der Verfasser schöpft alle Möglichkeiten, den Fundkomplex des Athenaheiligtums zu rekonstruieren, aus. Er spürt (beispielhaft etwa im Fall von Kat. B 35) der Geschichte von Stücken minutiös nach, sammelt Informationen über Fundort, stratigraphischen Kontext und in vielen Fällen auch das Aussehen heute verlorener Objekte. Photographien und Zeichnungen dokumentieren die erhaltenen Stücke, Skizzen verlorener Funde aus den alten Grabungstagebüchern werden reproduziert, die entsprechende Literatur umfassend recherchiert und kommentiert. Wichtige Einzelbeobachtungen, so etwa die Neulesung des Graffito auf dem Becher Kat. K 29, ergänzen die Dokumentation.

Spekulativ wird die Dokumentation bisweilen dann, wenn rekonstruierter Fundort und stratigraphischer Befund in die Bearbeitung einbezogen werden. So versucht der Verfasser, den berühmten Kopf der Kore Berlin Inv. 1631 (Kat. S 1) mit einer 1903 vor dem archaischen Tempel gefundenen Weihgeschenkbasis zu verbinden. Während eine 1937 in situ ausgegrabene Standplatte aufgrund der Maße sehr wahrscheinlich zu dieser Weihgeschenkbasis gehört, ist die Verbindung von Kopf und Basis zwar möglich, mit den vorhandenen Daten aber schwerlich zu beweisen. Einerseits ist die Basis heute verloren und lediglich durch eine Skizze Rehms dokumentiert. Aus dieser Skizze lässt sich weder die ursprüngliche Höhe noch ihr ehemaliger oberer Abschluss ablesen. Andererseits sind die Angaben der Tagebücher trotz aller Rekonstruktionsversuche des Verfassers zu schwach, um daraus eine Zusammengehörigkeit ableiten zu können. Hier ist außerdem zu bedenken, dass für das Heiligtum wenigstens drei weitere Statuen belegt sind, es sich bei Berlin 1631 also mitnichten um die einzig mögliche Bekrönung der Weihgeschenkbasis handeln muss. Zumindest hätte die Rekonstruktionszeichnung mit dem Zusatz »hypothetisch« versehen werden sollen.

Methodische Probleme bereitet auch die statistische Auswertung des Materials. Grundsätzlich stellt sich die Frage, ob bei einer derart heiklen Dokumentationssituation, wie sie die Funde des Athenaheiligtums prägt und wie sie der Verfasser korrekterweise mehrfach betont, eine statistische Auswertung überhaupt sinnvoll sein kann. In diesem Fall wird der ursprüngliche Motivbe-

stand ja nicht allein durch Ereignisse wie die Plünderung des Heiligtums durch die Perser, spätere Bauphasen und Störungen verzerrt, sondern auch durch das Schicksal der Funde nach ihrer Bergung. Gerade die Sortierung von Funden während und nach der Grabung kann sich fatal auf die statistische Verteilung auswirken, wenn zu einem späteren Zeitpunkt undokumentierte Teile der Fundmasse verloren gehen. Dies gilt sowohl für die Sortierung nach Gattungen als auch die chronologische Fundverteilung. Wenn etwa in der Statistik kein einziger nichtkeramischer Fund nach der zweiten Hälfte des 6. Jhs. mehr vorliegt oder Terrakotten im Fundspektrum überhaupt nicht in Erscheinung treten, so könnte das (nimmt man die Informationen des Verfassers wörtlich) theoretisch auch daran liegen, dass Depotteile mit Funden des 5. Jhs. während des Ersten Weltkriegs geplündert wurden oder die Kisten mit den Terrakotten in Friedrichshain verbrannten. Hier müsste der Leser darüber informiert werden, welche Rolle die Verluste von Material nach den Grabungen für die statistische Erhebung spielen – oder zumindest auf die Problematik aufmerksam gemacht werden. Dies umso mehr, als sich der Verfasser zum einen bei seiner Interpretation gerade auf die fehlenden Votivgattungen konzentriert und zum zweiten die keramischen Funde, die ein gewisses chronologisches Korrektiv darstellen könnten, aus überzeugenden Gründen nicht mit in die statistische Untersuchung einbezogen wurden.

Mit dieser Einschränkung sind folgende Ergebnisse des Verfassers dennoch von Bedeutung:

Zum Ersten die starke Präsenz östlicher Importe, vor allem aus dem nordsyrisch-phönizischen Raum. Wenn auch keineswegs gesagt ist, dass, wie der Verfasser als wahrscheinlich ansieht, diese Weihungen von fremden Stiftern stammen, so wirft diese Fundgruppe doch ein Licht auf die »weitreichenden Handelsverbindungen« (S. 173) des geometrisch-archaischen Milet. Gerne erfahre man hier mehr über diese Handelsverbindungen, auch, ob die interessanten ikonographischen Themen der milesischen Funde den Vorlieben in anderen ionischen Städten entsprechen.

Zum Zweiten das Fehlen von »Votiven der Frauenwelt und der weiblichen Hausarbeit« (S. 174), die in anderen Athenaheligtümern häufig begegnen; der Verfasser zieht zum Vergleich die Athenaheligtümer von Lindos und Emporio heran. Der auffällige Befund in Milet weist auf eine klare Differenzierung in der Kultpraxis hin. Das hätte ursächlich damit zu tun, »dass die Kulte in der Großstadt Milet differenzierter waren und die Funktion, die die Athenaheligtümer in Emporio und Lindos für die Frauen innehatten, hier ein anderes Heiligtum ausübte« (S. 174) – eine durchaus verfolgbare Hypothese.

Der Verfasser setzt die Gründungszeit des Heiligtums aufgrund der frühesten griechischen Weihgeschenke, die er für diese Frage entscheidend hält, in das 8. Jh. (S. 179). Doch handelt es sich bei den ältesten Votiven, nordsyrischen Bronzen, um Objekte, die noch in das 9. Jh. datieren. Die Theorie, dass diese frühen Objekte »erst nach vielen Jahren des Gebrauchs als Beute oder als Geschenke nach Milet gelangten und dort Athena geweiht wurden« (S. 171), ist zwar »denkbar« (ebd.), aber angesichts des schnellen Handelsaustauschs im me-

diterranen Raum vielleicht doch eher unwahrscheinlich. Die nordsyrischen Bronzen hätten damit durchaus Konsequenzen für die Datierung des Heiligtums.

Diese Kritikpunkte sollen den Wert der Fundzusammenstellung, der gerade im Hinblick auf zukünftige Vergleiche mit anderen ionischen Heiligtümern von Bedeutung sein dürfte, nicht schmälern. Bei der Durchsicht des Katalogs gewinnt der Leser einen Eindruck von der Bandbreite an Gegenständen und Motiven, die ein ostgriechisches Heiligtum der Archaik auszeichnete. Viele Funde und Ergebnisse, so etwa auch die quantitative Verteilung der Votivgattungen im Heiligtum selbst, regen zu weiterer Beschäftigung an. Die entsagungsvolle Arbeit in Depots und Archiven spricht aus zahlreichen Stellen der Arbeit – insofern hätte sich der Verfasser ohne Schaden öfter zum (aufgrund der Dokumentationslage) notwendigerweise fragmentarischen Charakter seines Ergebnisses bekennen können – zum Gewinn des Lesers, der vieles, was Quantität und Qualität der Funde betrifft, dadurch besser hätte einordnen können.

Im Kapitel »Die Geschichte des Athenaheligtums« (S. 179–184) fasst der Verfasser die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammen und bindet sie »in den Kontext der mehr als 1000jährigen Geschichte des Athenaheligtums« (S. 179) ein. Der Verfasser folgt dabei in wesentlichen Punkten der von Mallwitz skizzierten Geschichte von der Zerstörung der mykenischen Siedlung bis zum Bau des Jüngeren Tempels im dritten Viertel des 5. Jhs. (MALLWITZ / SCHIERING a. a. O. 123 f.). Einen Einbruch in der Mitte des 6. Jhs., der am Fehlen von Votiven auszumachen sei, begründet der Verfasser mit dem Aufschwung von Didyma und der damit einhergehenden Dominanz des Apollonkults. Ließe sich das Fehlen (nichtkeramischer) Votive aber nicht auch durch die Anhebung des Temenos auf eine Terrasse und eine Translation des Tempelschatzes in den Jüngeren Tempel gut erklären? Bei einer gewaltsamen Zerstörung wären schließlich zumindest kleinere Reste zerstörter Votivgaben der zweiten Jahrhunderthälfte zu erwarten. Die Ausstattung des Jüngeren Tempels mag mit einer Plünderung durch die Perser, vor allem aber der völligen Erosion des Fußbodenniveaus des Tempels verloren gegangen sein, zumal dessen obere Schichten ohnehin nicht untersucht wurden (S. 32). Im Persersturm wurde das Athenaheligtum dann völlig zerstört, der Jüngere Tempel nach dem Verfasser, der hier wieder Mallwitz folgt, nicht lange nach der Schlacht an der Mykale errichtet. Diese in der Tat auffällige plötzliche Renaissance des Athenaheligtums begründet der Verfasser mit Mallwitz durch den Einfluss Athens, aber auch mit einer politischen Trennung von Didyma in dieser Zeit.

Die vom Verfasser vorgeschlagene Rekonstruktion der Heiligtumsgeschichte ist insgesamt konsequent und gerade in der Idee einer komplementären Entwicklung zu Didyma reizvoll. Sie wäre freilich zu überdenken, sollte sich die Datierung des Jüngeren Tempels durch W.-D. Niemeier und B. Weber ins späte 6. Jh. bestätigen.

Die Photographien des Tafelteils sind von sehr guter Qualität, die Funde mit ansprechenden, gut lesbaren Zeichnungen, die vom Verfasser und von A. Ç. Gültekin angefertigt wurden, in glatten Maßstäben dargestellt. Für die Planzeichnungen wurden meist die Originalpläne übernommen. Um Vergleichsbauten untereinander in

gleichem Maßstab abbilden zu können, sind einzelne Pläne (z. B. Abb. 39) leider etwas zu klein wiedergegeben; bei den baulichen Rekonstruktionen (Abb. 32; 34; 50; 54) wären hypothetische Ergänzungen besser durch Punktlinien wiedergegeben worden (wie etwa auch bei der Rekonstruktion der Weihgeschenkbasis Abb. 58).

W. Held legt einen umfassenden Wegweiser für das milesische Athenaheiligtum vor. Er dokumentiert den Bezirk und seine Funde vollständig und detailliert, erspart dem Leser wegen der genannten methodischen und chronologischen Schwierigkeiten jedoch nicht die intensive Auseinandersetzung mit den früheren Untersuchungen. Im Hinblick auf Materialzusammenstellung und kontextuelle Aufarbeitung des Befundes wird die Arbeit eine solide Grundlage für künftige Forschungen bieten.

München     Andreas Grüner und Arndt Hennemeyer